Samstag den 26. Februar 1898 2. Blatt. Nr. 46. Dritter Jahrgang.

Erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Abonnementspreis nebst den Gratisbeilagen „Sonntagsfreund", „Feierglocken" und „Sterne und Blumen" durch die Boten zugestellt nur 50 Pfg. pr. Monat, durch die Post bezogen nur 1,20 Mk. pro Quartal.

Wittener Volks-Zeitung

Preis für die 1spaltige Petitzeile 10 Pfg. Bei größeren Aufträgen entsprechender Rabatt. Größere Anzeigen können nur bis spätestens Abends 5 Uhr angenommen werden, ganz dringende Inserate bis Morgens 8 Uhr. Geschäftsstelle: Witten, Hauptstraße 79.

Verantwortlich für den ganzen Inhalt: H. Bringewald, Witten. Telephon-Anschluß 130. Centrums-Organ für das Ruhrthal. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Witten. Druck und Verlag von H. Bringewald, Witten.

* Nachlassen der Getreide-Einfuhr nach Deutschland.

Als die Freunde der Landwirtschaft im Herbst 1897, gestützt auf amtliche Zahlen, ein Nachlassen der deutschen Getreide-Einfuhr verzeichneten und dasselbe in der Hauptsache auf die Beseitigung des börsenmäßigen Zeitgeschäftes in Getreide und Mühlen-Erzeugnissen zurückführten, wollte die liberale Presse das Nachlassen auf die ziemlich gute Inlands-Ernte und auf die erheblich gestiegenen Getreidepreise hin, durch welche die Vorräte der heimischen Landwirte an die Märkte gelockt würden, sodaß dieselben mit inländischer Frucht reichlicher denn sonst beschickt würden. Gleichzeitig wies man darauf hin, daß solchergestalt die heimischen Getreide-Vorräthe rasch beigehen, und die Zufuhr ausländischer Waare dann um so mehr anschwellen würde. Auf dieses in Aussicht gestellte „Anschwellen" haben wir bisher vergeblich gewartet, obwohl wir schon in die zweite Hälfte des Getreide-Geschäftsjahres eingetreten sind, und die Binnenschifffahrt infolge des überaus milden Winters heuer kaum unterbrochen worden ist. Die Einfuhr von Getreide aus dem Auslande wird vielmehr um so kleiner, je weiter wir in dem Getreide-Geschäftsjahre vorrücken. Während Deutschland im Monat November 1897 nach 873,804 Tonnen Weizen aus dem Auslande eingeführt hatte, ist diese Einfuhr im Monat Dezember v. Js. auf 771,296 Tonnen zurückgegangen, ebenso bei Roggen von 706,621 Tonnen im November v. J. auf 682,700 Tonnen im Dezember v. J. Im Dezember 1896 hatte die Weizen-Einfuhr noch 962,321 Tonnen, die Roggen-Einfuhr 791,650 Tonnen umfaßt; im Dezember 1897 ergab sich also gegenüber dem Parallel-Monat des Vorjahres bei Weizen eine Abnahme der Zufuhr um 191,025 Tonnen, oder um 19,85 Proz., bei Roggen aber eine solche um 108,950 Tonnen, oder um 13,75 Proz. Dieses Verhältniß gestaltet sich noch günstiger, wenn man die Zahlen der ganzen Jahre 1896 und 1897 einander gegenüberstellt. Seit 1. Januar 1897, an welchem Tage bekanntlich das Verbot des börsenmäßigen Zeitgeschäftes in Getreide und Mühlen-Erzeugnissen in Kraft getreten ist, wurden nämlich 11,789,889 Tonnen Weizen nach Deutschland eingeführt, gegen 16,527,054 Tonnen im Jahre 1896, also in 1897 4,737,165 Tonnen, oder 28,65 Proz. weniger, ebenso 8,568,315 Tonnen Roggen, gegen 10,306,703 Tonnen in 1896, mithin in 1897 1,738,488 Tonnen, oder 16,85 Proz. weniger.

Die Wirkungen dieser Abnahme der Getreideeinfuhr treten denn auch schon so lebhaft in die Erscheinung, daß der nationalliberale Abg. Sieg, der in Westpreußen wohnt und in landwirthschaftlichen Angelegenheiten Bescheid weiß, in der 10. Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. Januar d. J. die Aufhebung des börsenmäßigen Zeitgeschäfts in Getreide- und Mühlen-Erzeugnissen als eine der besten Thaten bezeichnete, welche überhaupt in der letzten Zeit ausgeführt worden seien, und erklärte, diese Aufhebung habe heuer der deutschen Landwirthschaft ungezählte Millionen in den Schoß geworfen. Seit dieser Aufhebung sei es eben ganz unmöglich, daß ausländisches Getreide im Deutschen Reiche sich ansammeli, das lediglich zum Zwecke des Spiels und nicht zum Verbrauch eingeführt wird. So lange das Zeitgeschäft in Berlin in Blüte stand, waren und mußten gewaltige Getreide-Mengen in Berlin angesammelt werden. Herr Sieg meinte daher, wir hätten schon im Jahre 1896 zu Beginn der Ernte bedeutend bessere Getreidepreise gehabt, wenn nicht in Berlin gewaltige Lager alten Getreides gewesen wären. Mit dem Augenblicke, wo der deutsche Bauer mit seinen Körnerfrüchten aus den Ernten 1896/97 an den Markt kam, fand er die alten Bestände vor, und da bekanntlich der deutsche Bauer Geld haben muß und deshalb frühzeitig drischt, so fand er zu jener Zeit keinen rechten Abnehmer, und die Preise wurden gedrückt. Von dem Augenblicke aber, wo das börsenmäßige Zeitgeschäft in Getreide und Mühlen-Erzeugnissen gesetzlich aufgehoben wurde (1. Januar 1897), da lichteten sich die Berliner Lager und wurden allmählich kleiner, und zu Beginn der Ernte 1897/98 waren keine nennenswerthe Lager da, und in Folge dessen fand die Steigerung in 14 Tagen statt. Herr Sieg erklärte, er habe für ersten trockenen Weizen (mit etwas Auswuchs) 180 Mark erhalten und bekomme diesen Preis auch heute; seit der Ernte sei der Preis ziemlich gleich geblieben. Das sei doch wahrhaftig eine segensreiche Wirkung.

Diese Wirkung haben die Verfechter des Verbotes des Getreide-Zeitgeschäfts vorausgesehen und oft genug zu Gunsten eines solchen Verbotes ins Feld geführt; wir können heute mit Genugthuung feststellen, daß es ganz so gekommen ist, wie wir dies immer in Aussicht gestellt haben, und freuen uns, unsererseits mit dazu beigetragen zu haben, daß „bei der letzten Ernte der deutschen Landwirthschaft ungezählte Millionen in den Schoß gefallen sind", wie Abg. Sieg ausgedrückt hat. „Köln. Vztg."

Literarisches.

In der Herder'schen Verlagsbuchhandlung erscheint: Die soziale Frage, beleuchtet durch die Stimmen aus Maria Laach. Von diesem bedeutsamen Werke sind bis jetzt 11 Hefte erschienen, in welchem alle zu dem Kapitel sociale Frage gehörenden Thematas von bedeutendsten katholischen Sozialpolitikern, in der Hauptsache von Jesuitenpatres, in gründlichster und dabei faßlicher Weise behandelt werden. Allen denen, die sich für diese wichtigste Frage unserer Zeit interessiern, kann die Anschaffung dieses Werkes nur empfohlen werden. Der Preis ist ein sehr billiger. Zu beziehen durch die Buchhandlung von Heinr. Bringewald.

Eine Verleumdung.

An einem Abende hatte Wilhelmine von Geertrye ihre Freundinnen zum Thee bei sich; fünf oder sechs junge Mädchen saßen um einen Tisch, welcher mit Kuchen und Zuckerwerk aller Art beladen war; während sie langsam den duftenden Karawanen-Thee tranken und die vortefflichen Arbeiten Schraders, des ersten Conditors von Antwerpen, verspeisten, plauderten sie darauf los, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Die Vorübergehenden, welche friedlich und harmlos den schönen grünen Platz passirten, gewährte reichen Stoff für Bemerkungen, denn die Mädchen hatten sich den Theetisch nahe an den Balkon geschoben sodaß sie zwischen den Vogelbauern, den Blumen und den Schlingpflanzen, welche den Balkon zu einem ganz reizenden Plätzchen machten, hindurch vortrefflich Alles sahen, was in der Straße vorging, und spöttische Bemerkungen begrüßten jedes bekannte Gesicht.

Eines der Mädchen hatte seine Tasse hingesetzt und benutzte die letzten Sonnenstrahlen, um eine prächtige Stickerei, ein Meisterwerk von Geduld und Geschmack zu vollenden.

„Aber Isabella," sagte Wilhelmine, „wem vertraust Du diesen schönen Kragen und diesen reichen Aermel zum Waschen an? Ich kenne zu Antwerpen keine Wäscherin, der ich eine so kostbare Arbeit übergeben würde?"

„O, ich gebe es einfach unserer Wäscherin, der Katharina Joos; sie ist so geschickt und sorgfältig."

„Wie Du gibst der Katharina Joos Arbeit? Einer Frau, welche trinkt!"

„Katharina? Sie ist so blaß und traurig, und Du behauptest, daß sie sich betrinkt! Das muß eine andere Katharina sein."

„Ach, gehe mir, ich kenne sie wohl; sie hat bei meinem Großvater gedient! Wir kennen sie alle; sie ist die Wittwe eines Maurers und hat zwei Kinder, das ältere ist ein Knabe, welcher hierneben in die Schule geht und jeden Tag bei dem Liqueurhändler auf dem Wollmarkt eine Flasche Branntwein holt . . Ich habe es zwanzigmal gesehen."

„Und was macht er mit dem Branntwein?"

„Er bringt ihn seiner Mutter. Der arme, kleine Junge; er ist ein so hübsches Kind, aber seine Mutter! Eine Frau, welche trinkt!"

„Ich werde das meiner Mutter sagen, und sicher, wir werden der Katharina Joos keine Arbeit mehr geben."

„Wir auch nicht," rief ein anderes Mädchen; „das hieße das Laster ermuthigen."

„Ich gehe nächste Woche nach Brüssel," bemerkte Wilhelmine weiter, wenn es Dir recht ist, nehme ich Deine Stickerei mit und bringe sie Dir gewaschen und aufgemacht zurück."

„Schön Mina; ich danke Dir für Deine Freundlichkeit."

„Siehe einmal dahin, siehst Du da neben dem Standbilde von Rubens den kleinen Jungen?"

„Das ist der Sohn der Joos; was hat er in der Hand?"

„Eine Flasche mit Branntwein, wirklich . . ."

„Das ist für seine Mutter!"

„Armer Knabe!"

Der arme Knabe — denn sehr mager und sehr bleich wie er war, verdiente er diesen Namen — nahm seinen Weg nach der Schelde zu; aber er wendete sich nicht zu den Werften, die stets von Schaaren fröhlicher Spaziergänger belebt sind, sondern begab sich am Ufer vorbei, an das andere Ende der Stadt, nahe bei den Ruinen der Abtei St. Michael und der finsteren Citadella, durch deren Vertheidigung der General Chassee sich so berühmt gemacht hat.

Der Abendwind erhob sich frischer und kräuselte die Flächen des gelben Stromes; in der Richtung von Wlissingen ging die Sonne in ihrem Glanze unter und ließ das Kreuz hoch oben auf der Turmspitze des Liebfrauenmünsters gleich einem riesigen Edelstein erglänzen; aber um das Kind her ward die Landschaft trüb und düster. Rechts auf der andern Seite der Schelde, deren Ufer es folgte, sah man die niedriegen Ufer des Poldesr, welche jetzt nach geschehener Ernte dem Blicke nur ihren braunen lehmigen Boden zeigten; links erblickte man die krummen Straßen des ärmlichen Stadtviertels und die altfränkischen Häusern, welche von Fischern und Fischhändlern bewohnt werden. Hier begegnete man keinem Spaziergängern. Der Knabe beschleunigte seinen Schritt und gelangte bald an eine hölzerne Treppe, welche zum Strome hinabführte. Am Ende der Treppe fand sich ein kleiner hölzerner Vorsprung, auf welchem eine Frau tief gebückt kniete und mit vieler Mühe große Leinwandstücke in dem kalten Wasser auswusch. Peterchen stieg hinab; bei dem Ton seiner Schritte wendete sich das arme Weib um, und zeigte ein noch junges, aber von Elend und Sorgen abgehärmtes Gesicht. Sie war sehr dürftig gekleidet und schien steif vor Kälte.

„Da bist Du ja, mein liebes Kind!" sprach sie.

Die Mutter und ihr Kind nahmen die Stücke, welche schwer von Wasser waren, legten sie in einen großen Korb, und kamen mühsam beim Anbruche der Nacht in ihrer armen Wohnung an, welche nahe bei der Andreaskirche im Hintergebäude einer engen ungesunden Straße lag.

In der kalten Stube ruhte, auf zwei Stühle gebettet, das Brüderchen Peters, ein armer kranker Knabe, dem nach ärztlicher Verordnung allabendlich die gichtischen Füße mit gutem Branntwein eingerieben werden mußten. Sogleich, noch ehe sie für sich selbst gesorgt, pflegte die Mutter das Kind, wie es der Arzt befohlen. Dann beugte sie sich über ihn und streichelte seine blassen eingefallenen Wangen. — Nicht lange währte es, da trug man in einem schwarzen, ärmlichen Sarge die todte Hülle des kleinen Erdenbürgers zum Kirchhofe.

* * *

Einige Monate später kam Wilhelmine eines Morgens mit ihrer Kammerfrau aus dem Liebfrauenmünster; sie ging mit dem eiligen Schritt ihrer achtzehn Jahre, aber in der Vorhalle wurde sie durch die schwache Stimme eines Kindes und durch ein mageres Händchen, welches sich ihr entgegenstreckte, aufgehalten.

„Seien Sie doch so gut und geben Sie mir etwas für meine Mutter," sagte die Stimme; „meine Mutter ist krank."

Wilhelmine erkannte sogleich Peterchen Joos, nur war derselbe noch bleicher als früher und trug in seinen kindlichen Zügen die Traurigkeit und das Nachdenken eines reiferen Alters.

Mina hatte das beste Herz von der Welt; sie trat zu dem Knaben hin und sagte ihm in der flämischen Sprache, die so reich an liebreichen Ausdrücken ist: „Was hast Du denn, mein liebes Herz? Du bist ja der kleine Joos, nicht wahr?"

„Ja, der kleine Peter Joos; meine Mutter ist krank, wir haben nichts im Hause, kein Brod und kein Feuer, und ich bin gekommen, um die Leute, welche gebetet haben, um etwas anzusprechen, und sehen Sie, das habe ich bekommen."

Der Knabe öffnete sein Händchen und zeigte fünf oder sechs Cents, d. h. zehn oder zwölf Pfennige. „Das ist nicht genug für ein kleines Brod und ein wenig Geriß, und wir sind so kalt."

„Wo wohnt Deine Mutter, mein guter Junge?"

„Nahe bei der Andreaskirche."

„Nun gut. mein Junge, Du führst mich jetzt zu ihr und gebe dann Deiner Mutter Alles, was ihr nöthig habt."

„Ja, Fräulein wir werden auch viel für Sie beten. Kommen Sie schnell."

Mina folgte dem kleinen Knaben und so kam sie nach Durchwanderung eines waren Labyrinthes von alten, krummen Gassen in der Wohnung der armen Wittwe an. Die erste Kammer hatte als Waschküche gedient, allein das Feuer war erloschen, der Wasserkessel leer und die Arbeit schien seit langer Zeit aufgegeben zu sein. Dahinter war, auf den Hof hinaus, ein kleiner niedriger und dunkler Raum; im Hintergrunde stand ein armseliges Bett, und in demselben erblickte Mina eine abgemagerte Gestalt, ein sterbendes Gesicht, halberloschene Augen. Gleichwohl erkannte sie die Wittwe Joos. Sie trat an das Bett und sagte mit sanfter und zärtlicher Stimme: „Ihr kleiner Knabe hat mich hergebracht, meine gute Frau, trösten Sie sich, Sie werden nun keinen Mangel mehr leiden; Muth gefaßt, Sie werden wieder gesund werden."

„Ich habe nichts mehr nöthig," antwortete Katharina mit schwacher und langsamer Stimme; „Sie sind sehr gut, Madame oder Fräulein, aber die Hilfe kommt zu spät . . . Ich fühle den Tod auf mir . . Mein armes Kind!"

„Sie werden für ihn noch lange leben," rief Mina indem sie die Hand des armen Weibes ergriff.

Die Kranke blickte auf, und ihre Züge veränderten sich; sie erwiderte: „Ich erkenne sie jetzt, Sie sind Fräulein van Geertrye . . . Ja, ja Sie gleichen Ihrer Mutter — und noch Jemander. — Gehen Sie, Sie können mir nichts Gutes thun."

„Aber, wenn Sie mich kennen, so wissen Sie auch das ich Ihnen zu Hilfe kommen kann. Ich kann es und will es."

„Es ist zu spät, man hat mir viel Kümmerniß angethan . . . Früher, in meiner Jugend habe ich viel Leid gehabt, und jetzt hat man mir meinen guten Namen und meine Kunden genommen, man hat mich verurtheilt, vor Hunger zu sterben . . . Man hat mir gesagt, daß ich tränke, daß ich mich berausche! und alle meine Kunden haben mich verlassen; Fräulein Isabella Staetz und so viele andere! Und doch habe ich den Branntwein, den ich kaufte, nur für die Füße meines armen Kindes gebraucht."

Diese Worte trafen Wilhelmine mitten ins Herz; sie war stumm und still, denn sie erkannte, daß das, was sie gesagt hatte, ohne es zu bedenken, diese arme Frau ums Leben brachte.

Ermüdet hatte Katharina den Kopf auf die Kissen sinken lassen; sie athmete nur mit Mühe und ihre Augen schlossen sich vor Schwäche und Hinfälligkeit. Mina konnte nicht mehr sprechen, sie legte zehn Gulden auf das Bett und brachte mit vieler Anstrengung leise und schamerfüllt die Worte hervor: „Ich werde wieder kommen, lassen Sie es sich an nichts fehlen . . Ich werde für Alles sorgen . . . ich muß es . . . Beruhigen Sie sich und machen Sie sich wieder gesund . . . Auf Wiedersehen, Katharina . . . Ach, beten Sie für mich!"

Sie weinte und hätte gern auf ihren Knieen die harten Hände der armen Waschfrau geküßt, allein die Scheu, die der Sünde folgt, hielt sie zurück.

„Gott sei mit Ihnen, Fräulein: ich danke Ihnen, allein verzeihen Sie mir, es ist mir lieber, wenn ich Sie nicht wiedersehe. Ihr Gesicht erinnert mich zu sehr an vergangene Zeiten . . . Peterchen komm zu mir."

Der Knabe trat zu dem Bett seiner Mutter, wo Mina in anstieß, um ihm das Goldstück zu zeigen und einige Aufträge zu geben. Dann entfernte sie sich mit schwerem Herzen und kehrte nach Hause zurück, um ihrer Mutter die ganze Sache anzuvertrauen; man begreift, daß sie ein Bedürfniß auf Mittheilung und Rath fühlte.

Bei der Heimkehr erfuhr sie, daß ihre Mutter auf das Land gegangen, um einige Anordnung zu treffen, welche das Herannahen des Frühjahrs nöthig machten. Das junge Mädchen brachte den ganzen Tag in einer tödtlichen Angst zu; am Abende schickte sie ihre Kammerfrau mit Wein, Suppe und Leinwand zu Katharina und trug ihr auf, die Nacht bei der Kranken zu bleiben. Frau van Geertrye kam erst spät zurück und hatte dann noch so lange über geschäftliche Angelegenheiten zu reden, daß Mina sie nicht mehr zu sprechen bekommen konnte. Das Mädchen verlebte eine schreckliche Nacht und um sechs Uhr war sie schon an dem Bette ihrer Mutter, welcher sie unter bittern Thränen Alles bekannte, immer wiederholend: „Ich habe es gesagt, ohne es zu bedenken."

Frau van Geertrye hörte ihren Bericht aufmerksam an; dann erwiderte sie: „Kind Du erkennst Deinen Fehler, aber derselbe wird Dir noch schwerer, wenn ich Dir sage, daß die arme Katharina Joos, die Du anklagtest, stets ein Muster von Ehre, Verständigkeit und Tugend war. Ich erinnere mich aus meiner Jugend noch sehr wohl der Zeit, da sie bei meiner Mutter als Magd wohnte; sie war jung, mit dem sanftesten und einnehmendsten Charakter. Mein verstorbener Bruder Wilhelm, Dein Pathe, mein Kind, wollte sie heirathen. Das hätte meinen Vater in Verzweiflung gebracht und Wilhelm vielleich, dessen Fluch zugezogen: das arme Mädchen fühlte dies und obgleich sie meinen Bruder liebte (sie hatte es meiner Mutter gestanden), verließ sie unser Haus und heiratete einen Maurer, der seit lange sich um sie bewarb. Sie lebte mit ihrem Manne in der größten Eintracht, und ihre Geschäfte gingen gut voran, aber eine lange Krankheit des Mannes und einige kleine Verluste brachten sie in die drückendste Armuth; da wurde Katharina Wäscherin und verdiente für ihre Lieben das tägliche Brod. Aber Gott wollte diese Seele noch mehr erproben; sie verlor ihren Mann und ihren ältesten Sohn und sah sich als tiefverschuldete Wittwe allein mit dem schwächlichen und kränklichen Knaben, welchen Du kennst. Sie legte sich die härtesten Entbehrungen auf, um ihre Verpflichtungeu zu erfüllen und ihren Sohn ehrnhaft aufzuziehen. Zu wiederholten Malen wollte ich sie unterstützen, aber sie war stets jedem Zusammentreffen mit Personen unserer Familie ausgewichen, und sie wies mit edelsinnigen Stolze die Anerbietungen, welche ich ihr machen ließ, zurück; sie setzte mir einen so ehrenhaften Widerstand entgegen, daß ich mich gezwungen sah, ihr meine kleine Gaben durch Vermittlung des Herrn Dechanten zuzuwenden. Das Andenken meines armen Bruders ließ mich sie lieben, und ich verehrte in dieser armen Frau die Würde der christlichen Tugend, welche den Armen und Demüthigen so hoch erhebt. Der leidende Zustand, in welchem ich mich seit mehreren Monaten befand, war schuld, daß die Lage der Wittwe Joos mir verborgen geblieben ist; sonst, mein Kind, wäre Dein Vergehen schon lange wieder gut gemacht."

„Mutter, es wird wohl noch Zeit dazu sein!"

„Ich hoffe es," erwiderte Frau van Geertrye, „wir wollen auf der Stelle zu Katharina gehen."

Sie gingen, aber eine geheime Ahnung lag centnerschwer auf dem Herzen Wilhelminens. Sie wurde noch bleicher und stützte sich fester auf den Arm ihrer Mutter, als sie das Fenster Katharinas halb geöffnet und einen blassen Lichtschimmer durch die Läden dringen sah. Sie traten ein: die Kammerfrau kniete vor einem kleinem Tischchen, auf welchem ein Crucifix, ein Weihwasserkesselchen mit Palmzweig und ein brennendes Licht stand, das Bett war sorgfältig gemacht, aber das reine Leintuch, welches es ganz bedeckte, ließ die Umrisse einer langen, steifen, regungslosen Gestalt erkennen . . . In einer Ecke des Zimmers kniete Peterchen und hörte nicht auf, laut zu schluchzen . . . . Wilhelmine sah mit einem Blicke dies Alles und stürzte zusammen; ihre Mutter trug sie in die Waschküche zurück. Als sie wieder zu sich kam, fiel sie laut weinend der Mutter um den Hals und sagte: „Nicht war, die Erbschaft meines Onkels Wilhelm gehört mir?"

„Ja, mein Kind, Du bist sein Universalerbe,"

„Nun wohl, Mutter, ich will Peterchen an Kindesstatt annehmen, ihn erziehen und ihm einen Theil meines Vermögens geben. Erlaubst Du es mir?"

„Ja, liebes Kind, und Dein Vater wird auch nichts dagegen haben."

„Und Katharina?"

„Katharina wird Dir verzeihen und dort oben für Dich beten, wo ihre hienieden so schwer geprüfte Seele sicher ihren Lohn erhält."

„Ach! Mutter, welche Lehre! Nie werde ich es mir verzeihen, daß ich so geredet habe, ohne es zu bedenken."

⊙ Politische Wochenrundschau.

Die Budgetcommission des Reichstages ist nunmehr in ihren Arbeiten bis zur Marinevorlage gekommen. Ueber das Schicksal dieser Vorlage läßt sich im Augenblicke noch nichts sagen. Die Regierung hatte sich bis in die letzten Tage hinein in dem Glauben gewiegt, das Centrum werde ohne Weiteres zustimmen. Die Gegner des Centrums rathen ihr meist, fest zu bleiben, dann werde sie siegen; anderenfalls solle sie den Reichstag auflösen. Die Auflösung wurde dann auch schon in sichere Aussicht gestellt; man wollte schon den Tag der Neuwahlen angeben können. Die „Nordd. Allg. Ztg." hat den Auflösungs-Gerüchten ein Dementi entgegengesetzt, das aber nichts besagte. Es hieß da nur, eine Auflösung vor Erledigung des Flottengesetzes sei selbstverständlich nicht geplant; etwas so Unsinniges hat der Regierung noch Niemand zugetraut. Vor der Auflösung würde dem Centrum nicht bange zu sein brauchen. Seine Gegner thun gern so, als ob sie die Auflösung gern sähen. Für die Nationalliberalen mag ja die Flottenparole für die Wahlen die liebste sein, weil sie damit noch am ehesten über alle Schwierigkeiten hinwegkämen. Aus ihrem Lager kamen aber auch Warnungsrufe: Die Flottenparole werde nicht zugkräftig genug sein, um der Regierung eine Mehrheit zu sichern; ja die Freunde der Flottenvorlage würden oft nicht einmal für denselben Candidaten stimmen können, da viele von ihnen für einen Candidaten, der für die Forderungen des Bundes der Landwirthe eintrete, nicht stimmen könnten. Jedenfalls wird trotz aller Sammelrufe der Wirrwarr unter den Parteien, die gesammelt werden sollen, immer größer. Im preußischen Abgeordnetenhause haben die Verhandlungen über den Etat des Ministeriums des Innern die Eintracht zwischen Conservativen, Nationalliberalen und Landwirthsbündlern keineswegs gefördert. Die Nationalliberalen klagten über die drei Hildesheimer Landräthe; der Minister erklärte, diese seien rectificirt worden. Das ist aber den Conservativen gar nicht recht. Wegen der Einbrüche des Landwirthsbundes in die nationalliberalen Domänen Hannovers geriethen die Nationalliberalen auf das Heftigste mit dem „Director" des Bundes, Abg. Dr. Hahn, aneinander. Die Conservativen stehen da auf Seiten des Bundes, wiewohl sie sonst auch mit diesem auf gespanntem Fuße leben. Der Abg. Rickert erhob laute Klagen über die Behandlung des Bauernvereins „Nordost" durch die Behörden in Pommern. Die Nationalliberalen sympathisiren mit dem „Nordost", die Conservativen aber verhöhnten Rickert wegen seiner Beschwerden. Der Minister v. d. Recke aber, der im vorigen Jahre die Zustände in Puttkamerun noch beschönigt hatte, erklärte zur Verblüffung der Conservativen, er sei geradezu erschrocken über die Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechts in gewissen Theilen Pommerns und habe entsprechende strenge Weisungen gegeben. Das verschnupfte nun die Conservativen gewaltig, denn sie sind des Glaubens, auf einige Gesetzesverletzungen komme es nicht an, sobald es sich um die Bekämpfung einer Bewegung handelt, die sie für einen Unfug erklären, weil sie gegen ihre Interessen geht. Die Nationalliberalen haben überdies immer noch Mißtrauen wegen der Wiederkehr des Vereinsgesetzes, welche die Conservativen wünschen und der Minister nicht als ausgeschlossen bezeichnen wollte. Zu der Zwietracht der alten Cartellparteien unter einander kommt noch die innerhalb der nationalliberalen Partei, in der mindestens drei verschiedene wirthschaftliche Richtungen herrschen. Diese Zwietracht trat am Sonntag auf einem nationalliberalen Parteitage in Magdeburg besonders deutlich hervor. Bekannte doch Herr von Eynern, daß ein Theil der Parteigenossen aus der Provinz Sachsen ihre Mitwirkung am Parteitage und in der Thätigkeit für die Partei abgelehnt habe, weil ihnen die handelspolitische Richtung der Reichstagsfraction nicht gefalle. Mit der Flottenparole und etwas Culturkämpferei hofft man sich zwar noch am leichtesten durch die Wahlen schleppen zu können, allein man hat doch Angst genug davor. Rechnen wir ferner hierzu, daß die Conservativen über den Einbruch der Antisemiten in 17 conservative Wahlkreise entrüstet sind, und die „Deutsche Tagesztg." erklärt, die Bündler würden sich um die Flottenparole nicht kümmern, sondern dem Candidaten ihre Stimme geben, der für ihre Forderungen eintrete, einerlei ob er für oder gegen die Flottenvorlage sei, so wird man zugeben müssen, daß es um die Sammelpolitik des am 19. d. Mts. 70 Jahre alt gewordenen und von allen Sammelparteien beglückwünschten Herrn von Miquel sehr schlecht bestellt ist und eine Auflösung des Reichstags ein Unternehmen wäre, das am wenigsten das Centrum zu fürchten hätte.

Im preußischen Abgeordnetenhause kamen beim Etat des Ministeriums des Innern außer den schon genannten und einer Anzahl untergeordneter Punkte, die sich unheimlich machenden Uebergriffe und Mißgriffe der Polizei zur Sprache. Von der Linken und vom Centrum (Abg. Dr. Porsch) wurden sie gebührend scharf verurtheilt. Minister von der Recke bedauerte sie ebenfalls, verstieg sich dann aber bei Vertheidigung der Polizei zu der kühnen Behauptung, der Schutz der persönlichen Sicherheit und Freiheit sei nirgends größer als bei uns, und suchte den Spieß gegen die Presse umzukehren. Die böse Presse soll durch Aufbauschung und Entstellung der Polizeimißgriffe die öffentliche Meinung beunruhigen, die Autorität der Polizei untergraben u. s. w. Es mag der Polizei und ihrem Chef ja höchst unlieb sein, daß die Presse zu den Uebergriffen nicht schweigt, aber nicht sie, sondern die Polizei selbst ist schuld, wenn die Bevölkerung beunruhigt und entrüstet ist. Hinterher schränkte der Minister seine Anklagen gegen die Presse denn auch ein. Die Hauptsache wäre eine gründliche Reform der Polizei. Die versprach der Minister auch, aber sie steht schon lange in Aussicht und doch geschieht nichts rechtes dafür. — Die Polen beschwerten sich über ungerechte Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechtes gegen die Polen. Der Minister und seine Unterstaatssecretäre wollten, wie sich denken läßt, die Berechtigung dieser Beschwerden nicht anerkennen.

Der evangelische Bund hat sich endlich einmal von hoher Stelle eine kräftige Ohrfeige gehalt. Sein Vorstand hatte die Keckheit gehabt, an den katholischen Reichskanzler eine in dem üblichen Thümmel-Jargon gehaltene Beschwerde und bei dem preußischen Gesandten beim hl. Stuhle, v. Bülow, zu richten. Weil der Gesandte der Kaisergeburtstagsfeier der deutschen Katholiken in Rom beigewohnt und da ein Hoch auf den Kaiser und auf den Papst ausgebracht hatte, sollte er, den Uebermuth des deutschfeindlichen Ultramontanismus gesteigert und die in ihrer Königstreue und Vaterlandsliebe durch päpstliche Weltherrschaftsbestrebungen nicht beengten Protestanten auf's Tiefste bedrückt, auch die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien gefährdet haben. Es wurde daher vom Reichskanzler verlangt, daß er ein so schweres Aergerniß für die Zukunft verhindern sollte. Die Antwort folgte umgehend durch den Staatssecretär v. Bülow und der Bundesvorsitzende wird sie sich wohl nicht hinter den Spiegel stecken. Es wurde ihm mitgetheilt, daß der Kaiser sein „ernstes Mißfallen" über die anmaßende Eingabe ausgesprochen habe, und ein Kapitel über diplomatischen Brauch gelesen, aus dem zu ersehen war, daß der Gesandte völlig correct gehandelt und die Bündler sich um unsere Beziehungen zu Italien unnöthige Sorge gemacht haben. Das war endlich eine Abfertigung, wie sie dem hetzerischen Bündlerthum gebührt. Schade, daß ihm nicht schon früher ein kalter Wasserstrahl verabreicht worden ist. Das lange Gewährenlassen hat offenbar seinen „Muth" immer mehr gestärkt, bis er sich zu der Dreistigkeit verstieg, Vertreter des Kaiser im Auslande rüffeln zu wollen. Ob das kalte Bad die erhitzten Köpfe etwas ernüchtert haben mag? Vermuthlich wird die Hetze fortgesetzt werden, denn davon einzig und allein lebt der evangelische Bund.

Die chinesische Anleihe, um die England und Rußland so lange in Peking gerungen haben, ist jetzt in Höhe von 320 Millionen Mark von einem deutsch-englischen Bankconsortium übernommen worden. Die Nachricht überraschte um so mehr, als unmittelbar vorher aus England gemeldet worden war, die englische Anleihe sei abgeschlossen, und dann wieder, dies sei nicht wahr. Indem Private die Anleihe übernahmen, ist die ganze Angelegenheit glücklicherweise aus dem Gebiete der hohen Politik hinausgebracht. Bei der Mitwirkung der deutschen Bankgruppen ist das Unternehmen auch kein rein englisches.

In Frankreich ist der Proceß gegen Zola nach zweieinhalbwöchiger Verhandlung zu Ende gegangen. Es hat sich Niemand verwundert, daß Zola verurtheilt wurde. Der Proceß war von vornherein nicht darauf angelegt, die Wahrheit über die Dreyfus-Angelegenheit ans Licht zu bringen, sondern im Interesse der Armee jede Klarstellung hintanzuhalten. Der Vorsitzende des Gerichtshofes erklärte, es handele sich weniger um die Wahrheit, als um die Ehre der Armee und die Sicherheit des Landes und nach diesem Grundsatze leitete er die Verhandlungen in einer aller Objektivität und Unparteilichkeit Hohn sprechenden Weise. Als in dem Proceß eine Wendung zu Gunsten Zolas eingetreten war, warfen die Generale Pellieux, Boisdeffre und Gonse ihre militärische Autorität in die Wagschale. In voller Uniform, die den Geschworenen und dem mitspielenden Publikum imponiren sollten, erschienen sie vor den Schranken und erklärten pathetisch, daß Dreyfus mit Recht verurtheilt sei. Pellieux warf den Gegnern vor, daß sie das Vertrauen in die Führer der Armee untergruben, und die Niederlagen vorbereiteten. Wenn die Soldaten kein Vertrauen zu den Führern hätten, was sollten diese dann am Tage der Gefahr thun, die wirklich näher sei, als man glaube. Die „Gefahr" kommt natürlich von Deutschland. Also da man keine Thatsachen hat, um zu beweisen, daß das Kriegsgericht in den Processen gegen Dreyfus und Esterhazy richtig geurtheilt habe, macht man den Geschworenen mit einem Kriege Angst und appellirt statt an ihr Gewissen an ihren Patriotismus oder an ihre Dummheit. Generalstabschef Boisdeffre erklärte den Geschworenen, der Generalstab werde zurücktreten, wenn Zola freigesprochen werde, da er darin ein Zeichen sehen müsse, daß die Nation kein Vertrauen zu ihm haben. Daß Dreyfus auf Grund eines geheimen Actenstückes verurtheilt worden ist, das weder ihm noch seinem Vertheidiger vorgelegt worden war, darf als sicher angenommen werden. Mit welcher kindischen Leichtgläubigkeit die Herren im Generalstabe gegenüber geheimen Actenstücken verfahren, das bekundeten die mit großem Aplomb vorgetragenen „Enthüllungen" der Generale Pellieux und Gonse. Als im November 1896 eine Interpellation über die Dreyfus-Angelegenheit in Aussicht stand, ging nach diesen „Enthüllungen" der Heeresleitung gerade im richtigen Augenblicke ein neues „Actenstück" zu, das die Schuld von Dreyfus bewies. Es war ein Briefchen, des Inhalts: „Sprechen Sie niemals von den Beziehungen, die wir mit diesem Juden hatten." Es war nicht unterzeichnet, aber es lag eine Visitenkarte bei, auf der sich dasselbe vereinbarte Wort wie in dem Briefe befand. Und auf eine so plumpe Falle fällt der Generalstab herein! Von einem, der bei der Sache interessirt war oder die Herren zum Besten haben wollte, wird ihnen ein solches „Actenstück" in die Hände gespielt, und sie sind sofort überzeugt von seiner Beweiskraft. Oberst Picquart erklärte dies „Actenstück" für eine Fälschung, womit er ohne Zweifel recht hatte. Aber die Herren wollten das nicht gelten lassen. Diese an Unzurechnungsfähigkeit grenzende Leichtgläubigkeit in Bezug auf alles, was „Spionage" beweisen soll, kennzeichnet nicht nur die Heeresleitung, sondern das ganze französische Volk. Man mag sich nicht eingestehen, daß an der Armee etwas faul ist, darum glaubt man alles, was Leute in glänzenden Uniformen declamiren und schreit „Hoch die Armee!" „Hoch die Generale!" Wer „Hoch die Republik!" ruft, wird durchgeprügelt. Die Franzosen sind wieder einmal reif für das Säbelregiment eines verwegenen Soldaten. Wer es wagte, die Macht an sich zu reißen, der müßte allerdings auch alsbald „den Feind", d. h. die Deutschen, demüthigen, und wenn ihm das mißlänge, würde er als Verräther verflucht werden. Diese angenehme Aussicht dürfte vielleicht manchen Ehrgeiz in Schranken halten.

In der Schweiz fand am Sonntag eine wichtige Volksabstimmung statt. Mit 384,146 Stimmen gegen 177,130 erklärten sich die Schweizer Bürger für den Rückkauf, d. h. die Verstaatlichung der fünf schweizerischen Hauptbahnen. Die Sache hat seit längerer Zeit ungeheuer viel Staub aufgewirbelt und die Leidenschaften außerordentlich erregt. Es kommen bei der Sache sowohl starke profitliche Interessen in Betracht, als auch die Frage, ob Föderalismus oder Centralismus. Die endgültige Entscheidung ist übrigens mit der Volksabstimmung noch nicht gefallen.

Spanien hat neue Verdrießlichkeiten mit Nordamerika wegen des vor Havannah untergegangenen amerikanischen Panzers „Maine". Die Jingoes in den Vereinigten Staaten möchten den Untergang auf ein von spanischer Seite verübtes Verbrechen zurückführen und reizen zum Kriege, um Cuba wegzunehmen. Im Senat zu Washington bemerkte sogar der Staatssecretär Walcott, der Krieg sei wirklich nicht weit entfernt, doch sprach er noch vom „befreundeten" Spanien. Die Untersuchung des Unglücksfalles, an der sich auch Spanien betheiligt, ergab bis jetzt nichts, was den Verdacht der Amerikaner bestätigte.

Locales und Provinzielles.

Witten, 26. Febr.

*— Am Samstag tagte im Hotel Neubauer die Handelskammer Bochum zum ersten Male mit ihren neuen Mitgliedern, die sämmtlich erschienen waren. Nachdem die neu gewählten Herren eingeführt und verpflichtet waren und somit die neue Handelskammer constituiert war, ging man zur Wahl der beiden Vorsitzenden über. Generaldirector Frielinzhaus wurde zum ersten und Bergrath Behrens zum zweiten Vorsitzenden gewählt. Nachdem ferner noch die einzelnen Ausschüsse gewählt waren, stattete der Vorsitzende Bericht ab über den Stand des Baues eines neuen Verwaltungsgebäudes. Derselbe wurde endgültig und einstimmig beschlossen. Sodann genehmigte das Collegium den Vertrag mit dem neuen Handelskammersecretär Dr. Wiebe, dem Nachfolger des pensionierten Syndikus Rauchfuß. Zum Schluß der Tagesordnung wurde noch beschlossen, zu beantragen, daß die Annahmezeit der Packete an der Post in den Abendstunden geregelt werde.

✝ **Langendreer**, 24. Febr. Auf Zeche „Siebenplaneten" hat am 15. d. Mts. eine große Anzahl Bergleute gekündigt. Man spricht von etwa 70 Mann. Als Grund wird die Lohnreducirung angegeben.

⚒ **Bochum**, 24. Febr. Für die Hinterbliebenen der bei der furchtbaren Grubenkatastrophe auf der Zeche „Carolinenglück" verunglückten Bergleute macht sich an allen Orten ein inniges und herzliches Mitgefühl geltend. Man ist eifrig bestrebt, denselben in werkthätiger Liebe beizustehen, um ihnen, die durch das Unglück bis ins innerste Herz getroffen worden sind, wenigstens die Sorge um den Ernährer und Versorger weniger fühlbar zu machen und ihnen zu zeigen, daß das in der Stunde der höchsten Noth gezeigte Mitgefühl kein leerer Schein gewesen ist. Unter diesen Erwägungen hat sich das Comitee für die vom 23. bis 30. März hierselbst im Victoriasaale geplante große naturhistorische Ausstellung, verbunden mit einer Colonial-Abtheilung, entschlossen, die Einnahme des ersten Ausstellungstages den Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute zuzuwenden. Wir können diesem löblichen Entschlusse nur unsere volle Anerkennung zollen und werden nicht verfehlen, zur geeigneten Zeit unsere Mitbürger in Stadt und Land daran zu erinnern. Gleichzeitig sei noch bemerkt, daß die Anmeldung hervorragender Ausstellungsobjecte ganz bedeutend ist und man mit Recht auf die Eröffnung der Ausstellung gespannt sein darf. Das Comitee giebt sich alle erdenkliche Mühe, sie recht glanzvoll und lehrreich zu gestalten.

×— **Am Sonntag Morgen 11½ Uhr haben die Mitglieder des Knappschaftssprengels Bochum westlich unter dem Aeltesten Breuning beim Wirth Pielken, Hernerstraße 11, eine Versammlung zwecks Berathung des neuen Statuts.**

+— **Grumme**, 24. Febr. Die auf vorigen Sonntag anberaumte Versammlung der Bergleute aus dem Bezirk des Knappschaftsältesten W. Romberg, fand wegen der Beerdigung der Verunglückten auf Zeche „Caroliuenglück" nicht statt. Dieselbe wird am nächsten Sonntag, 27. Febr., Nachmittags ½5 Uhr im Saale des Wirths Goeke abgehalten. Auf die Wichtigkeit der Versammlung wird hiermit aufmerksam gemacht.

* **Hamm**, 22. Febr. Ein Proceß um einen abgebissenen Finger. Im Jahre 1896 waren in einem Orte bei Witten zwei sonst gute Freunde infolge gehabter Differenzen beim Kartenspiele in eine Rauferei gerathen, bei welcher dem einen der Streiter von seinem Gegner ein Finger abgebissen wurde. Nachdem beide wegen des Streites gerichtlich bestraft waren, strengte der um seinen Finger Gekommene eine Entschädigungsklage an und verlangte, wie der „H. Ztg." mitgetheilt wird, 1000 Mark Schadenersatz. Der Proceß ist durch zwei Instanzen geführt worden, und der Kläger hat jetzt auch in der Berufungs-Instanz, dem hiesigen Oberlandesgericht, kein obsiegendes Urtheil erstritten, sondern ist kostenpflichtig abgewiesen. Aehnliche Folgen dürften wenige Kartenspiele nach sich ziehen, die Gerichtskosten machen den Finger erst recht theuer.

[7

Das Glückskind.

Original-Roman von Irene v. Hellmuth.

„Kurz und gut, ich will jetzt nicht fort", unterbrach Röschen heftig den Sprechenden, „mir steht doch hoffentlich noch die Entscheidung darüber zu, zu thun und zu lassen, was ich will, und wenn ich Ihnen etwa zur Last falle, bitte, sagen Sie es ungenirt, dann ziehe ich aus; was ich brauche, das kann ich leicht verdienen."

„Was Du doch gleich auffährst! So war es keineswegs gemeint, mein Kind," besänftigte Böhler, etwas erschrocken, das Mädchen, das sich der Thüre zuwandte.

„So warte doch einen Augenblick, ich begleite Dich!" rief er der Forteilenden nach.

Röschen seufzte. Wäre nur Hermann nicht, mit Freuden würde sie von hier fortgehen, irgend wohin, um die Nähe des ihr verhaßten Menschen, der ihr immer unerträglicher wurde, nicht mehr erdulden zu müssen.

Aber so, — die Hoffnung auf ein zufälliges Zusammentreffen, wo man einen Blick, ein Wort von dem Geliebten erhaschen konnte, war das Einzige, was sie hier zurückhielt. O, daß er so stolz und hochmüthig ihr Anerbieten zurückwies, von ihrem Gelde, das ihr nach Tante Aureliens Willen am Tage der Hochzeit ausbezahlt werden sollte, einstweilen seine Schulden zu bezahlen, und davon zu leben, bis seine Praxis groß genug war, eine Familie zu ernähren.

Röschen hatte Hermann diesen Vorschlag unlängst brieflich gemacht. Doch er wollte davon nichts hören. Durch eine ihrer vertrauten Freundinnen hatte sie die Antwort erhalten, daß er nie und nimmer darauf eingehen werde, er wolle aus eigener Kraft sich empor arbeiten, nicht durch fremde Mittel. Und wer könnte die Garantie übernehmen, daß er überhaupt das werde, wonach er so eifrig strebe, ein vielgesuchter, gut bezahlter Arzt? Und wenn er es nicht würde, was dann? Das hinge nicht von ihm allein ab, sondern von allerlei verschiedenen Umständen und glücklichen Zufällen. Wenn es ihm nicht gelang, sich das Vertrauen seiner Mitbürger zu erringen, so konnte an eine Heirath nicht gedacht werden.

Röschen mußte sich allerdings gestehen, daß er recht hatte. Es hieß eben geduldig ausharren, einmal mußte doch die Zeit kommen, wo er sagen würde: „Nun ist es so weit, daß ich Dich heim holen kann."

Und sie würde ihm jubelnd folgen, dann war alles gut.

Das Leben im Hause Böhlers war so ungemüthlich als möglich. Es fehlte eben die Liebe, die alles verschönt, und dem Leben erst den rechten Werth gibt. Die beiden Ehegatten gingen sich aus dem Wege, so viel sie immer konnten, das Eine hier, das Andere dort, Jedes suchte sein eigenes Vergnügen. Aurelia besuchte viele Freundinnen, Kaffeekränzchen und dergleichen, während ihr Mann die Zeit im Club, wo er regelmäßig jeden Abend verkehrte, bei Kartenspiel und lustigen Gelagen verbrachte. Er lieh seinen Freunden Geld gegen hohe Zinsen, speculirte auch gern an der Börse, wo er schon recht ansehnliche Summen verloren hatte, so daß das Kapital ganz bedeutend zusammengeschmolzen war.

Davon hatte jedoch seine Frau keine Ahnung, da er immer mit seinem großen Verdienst prahlte. Hätte sie gewußt, daß nicht einmal mehr die Hälfte ihres eingebrachten Geldes vorhanden war, sie hätte nicht so ruhig dahingelebt.

Böhlers hauptsächliche Sorge ging jetzt dahin, den inhaltsschweren Schein, den Röschen besaß, an sich zu bringen. War derselbe erst in seinen Händen, dann mochte sie sehen, wer ihr zu ihrem Rechte verhalf, dann würde kein Mensch ihn zwingen können, das viele Geld herauszuzahlen, aber es galt, vorsichtig zu handeln, nur mit List konnte hier etwas ausgerichtet werden. —

Eines Tages war Böhler wiederum, — wie dies oft geschah, — mit Röschen, ohne auf dem Wege ein Wort gewechselt zu haben, nach dem Friedhofe gegangen, wo das Mädchen einen neuen Kranz auf das Grab der Eltern legte.

Auf dem Heimwege fragte Böhler scheinbar gleichgiltig nur um etwas zu sagen: „Du bewahrst doch Deine Schmucksachen und Kostbarkeiten sorgfältig auf, mein Kind? Man hört heut zu Tage so viel von Einbruch und Diebstahl, daß man ordentlich ängstlich wird."

Ein lauernder Seitenblick streifte dabei das ruhig dahingehende Mädchen, das ebenso gleichgültig erwiderte: „Seien Sie ohne Sorge, ich habe nicht viel aufzubewahren; bei mir wird auch Keiner etwas suchen, und wenn es der Fall wäre, er würde schwerlich etwas finden, weil ich meine Schätze in der Kommode sicher verschlossen habe."

Diese Mittheilung genügte Böhler, er suchte eine heitere Unterhaltung anzuknüpfen, und brachte das Mädchen unter fortwährendem Geplauder nach Hause, so daß sich Röschen über die plötzliche, merkwürdige Redseligkeit ihres Vormundes im Geheimen verwunderte.

Das junge Mädchen zog sich heute zeitig auf ihr Zimmer zurück. Es hatte heftige Kopfschmerzen, und wollte deshalb bald ihr Lager aufsuchen.

Das kleine Schlafgemach war eine Art Alkoven, der nur durch hübsche braune Ripsgardinen von dem daneben befindlichen, ebenfalls sehr kleinen, aber recht nett eingerichteten Wohnzimmer getrennt war. Die gut gemalten Oelbilder der Eltern, von einem Immortellenkranz umgeben, schmückten die hell tapezirte Wand, verschiedene Nippfächelchen, sowie eine Blumen-Etagere mit schönen, saftig-grünen Blattpflanzen, lauter Sachen aus Röschens Elternhause, gaben im Verein mit den an den Fenstern niederwallenden, schneeweißen Vorhängen, dem Zimmer ein gar trauliches, behagliches Aussehen.

Hier hielt sich Röschen auch am Liebsten auf. Die Ruhe that ihr unendlich wohl, hier konnte sie ungestört ihren Gedanken nachhängen.

Die Uhr vom nahen Kirchthurm hatte bereits zwölf geschlagen, und noch immer lag Röschen wachend auf ihrem Lager. Der schmerzende Kopf ließ sie nicht zur Ruhe kommen, außerdem beschäftigten sich ihre Gedanken lebhaft mit dem Geliebten. Warum er nur gar nicht versuchte, ihr irgend eine Nachricht zukommen zu lassen! Freilich, es war ziemlich schwer; der einzige Weg hierzu bot sich nur, wenn er ihrer vertrauten Freundin einen Brief gab, den diese dann heimlich an die Adresse besorgte. Das ging eben auch nicht immer an. Eine förmliche Sehnsucht nach einem liebevollen, zärtlichen Wort überkam das sinnende Mädchen. Ihr Leben schlich so einförmig, so arm an Liebe dahin, daß ein herzliches Wort für sie eine wahre Wohlthat bedeutete. Nach und nach verwirrten sich ihre Gedanken, und ein sanfter Schlaf schloß die müden Augen.

Plötzlich ließ sie ein Geräusch, wie von einem umgeworfenen Gegenstand heftig erschrocken auffahren. Angestrengt, mit verhaltenem Athem lauschte sie nach dem Wohnzimmer hin. — Doch alles blieb still, nichts regte sich mehr. — —

Schon glaubte Röschen, geträumt zu haben, als ein leise tappender Schritt vernehmbar wurde.

„Großer Gott, — — was war das?" — —

Heftig pochte das Herz in der Brust des armen Mädchens, das nicht wußte, was es beginnen sollte.

Wenn es ein Dieb wäre, der sich eingeschlichen hatte?

Vielleicht, wenn sie um Hilfe rief, kam ihr Leben in ernstliche Gefahr, und wer sollte wohl auch hören, jetzt, um diese Stunde? Ihr lauschendes Ohr vernahm nun deutlich, wie nebenan ein Fach ihrer Kommode vorsichtig geöffnet wurde.

Also doch ein Dieb, — — ein Einbrecher — —, der hier nach Geld oder Schmucksachen suchte. — — —

„O Gott, schütze mich", betete sie leise, indeß ihr das werthvolle Kästchen einfiel, das dort verborgen war.

„Du besitzest nichts mehr, wenn es Dir gestohlen wird."

Diese Worte, die die Mutter kurz vor ihrem Tode gesprochen, fuhren ihr plötzlich durch den Kopf, und mit Aufbietung aller Kraft und Geistesgegenwart riß sie, bebend am ganzen Körper, das nahe Fenster auf, und rief gellend auf die menschenleere, verödete Straße hinab: „Zu Hülfe, zu Hülfe, Diebe!" — — Doch ungehört verhallte der Ruf in der stillen Nacht.

Gleichzeitig hörte sie jedoch, wie die Thüre schallend in's Schloß fiel.

Etwas erleichtert athmete das gequälte Mädchen auf. Unheimliche Stille herrschte jetzt, kein Ton war vernehmbar, der freche Eindringling schien sich entfernt zu haben.

Nur mit Mühe gelang es den zitternden Fingern, Licht zu machen. Sie warf rasch ein paar Kleidungsstücke über, und begab sich nach dem Wohnzimmer. Hier sah es allerdings übel aus. Ein Stuhl lag umgestürzt am Boden, die Kommode war aufgerissen, die Schubfächer, in denen sonst Alles zierlich geordnet an seinem Platze lag, befanden sich in furchtbarer Unordnung, Alles war durchwühlt, ein Theil des Inhalts bedeckte den Boden.

Röschen hielt sich nicht lange auf. Sie eilte zur Thüre und rief, so laut sie konnte, über den Flur, nach Tante Aureliens Zimmer hin, um Hülfe.

Gleichzeitig öffneten sich die zwei, zu den getrennt liegenden Zimmern ihrer Verwandten führenden Thüren.

In dem einen erschien Böhler, eine flackernde Kerze hochhaltend, ohne Schuh, das Haar hing ihm wirr in die Stirn, sein Gesicht war erschreckend bleich.

„Um Gottes Willen, was ist denn vorgefallen, daß Du so schreist, und die Leute aus dem Schlafe weckst!" rief er unwirrisch, ganz gegen seine Gewohnheit, da er sonst immer nur Töne der tiefsten Zärtlichkeit hören ließ.

Statt aller Antwort eilte Röschen auf die noch immer wortlos auf der Schwelle ihres Zimmers stehende Tante zu, klammerte sich angstvoll an diese, indem ein heftiges Schluchzen den zarten Körper erschütterte.

Die ganze ausgestandene Angst überfiel sie noch einmal mit aller Gewalt. Liebevoll beruhigte Aurelia das aufgeregte Mädchen, doch da verging es lange, bis dieses erzählen konnte, was vorgefallen.

Man durchsuchte hierauf, mit Hilfe der Dienstboten das Haus, fand jedoch nicht eine Spur von dem frechen Eindringling, es schien, als hätte die Erde ihn verschlungen.

Murrend und brummend über die gestörte Nachtruhe, zog sich Böhler auf sein Zimmer zurück, während Röschen, von Tante Aurelia begleitet, die verstreuten Sachen ordnete.

Angstvoll hatte sie nachgeforscht, ob der Dieb etwas erwischt. Doch nichts fehlte, der kleine, silberbeschlagene Kasten stand unversehrt in seinem Versteck, er war offenbar gar nicht berührt worden.

(Fortsetzung folgt.)